

Citation style

Rathberger, Andreas: review of: Georg Kreis, *Nachbarn in Europa. Länderbeziehungen im Laufe der Zeit*, Basel: Schwabe Verlag, 2008, in: *Südost-Forschungen*, --, 68 (2009), p. 586-591, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/0d60f068f457c414a9334f899acf464c>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Erklärungsbedürftig ist aber auch der Hinweis auf das Ende Istanbuls als (Reichs-) Hauptstadt 1923. Zu pauschal und widersprüchlich für Laien fällt das Urteil aus, wenn es heißt: „Atatürk und seine nach Europa [sic!] tendierenden Republikaner [...] wollten weg von der muslimischen Vergangenheit, weg von den Sultanmoscheen [...]“ (152). Der Hinweis auf die Radikalität des Bruches mit der Vergangenheit als Ausdruck der Ideologie der Republik Türkei ist natürlich richtig. Doch auch wenn der Rezensentin klar ist, dass mit „den nach Europa tendierenden Republikanern“ die Jungtürken gemeint sind, ging es zunächst – und das muss dem Laien deutlich gemacht werden – wohl nicht um eine Hinwendung nach Europa, sondern ganz wesentlich um eine Schwerpunktverlagerung der „Mitte“ des neuen Staates, die sich mit der ideologisch neuen Verwurzelung des Staates im Osten (Asien) erklären lässt, d. h. also gerade um eine ideelle Abwendung von der übernationalen (osmanischen, Europa zugewandten) Identität Istanbuls hin zu einer Staatsideologie, wonach Anatolien das genuin „türkische Stammland“ sei. Somit war die Staatsideologie, die die Jungtürken durch ihre Auslandsstudien und -kontakte in Europa bzw. durch den Import von aufklärerischen, aber auch nationalen und rassistischen Ideen, spezifisch auf die Anforderungen der neuen Republik Türkei abgestimmt, entwickelten, zunächst einmal antieuropäisch. Dass Atatürk dann Fachleute aus Europa rief, um Ankara mit modernen westlichen Bauten auszustatten, dass er 1928 das lateinische Alphabet einführte usw. mag als Bekenntnis zu Europa aufzufassen sein, vielmehr noch steht aber hier der Ausdruck des radikalen Bruchs mit dem osmanischen Vielvölkerreich bzw. eines Neubeginns bei der (fiktiven) „Stunde Null“ im Vordergrund.

Graz

Ulrike Tischler-Hofer

¹ In gleicher Ausstattung sind auch die Kleine Geschichte St. Petersburgs, Kopenhagens und Stockholms erschienen.

Nachbarn in Europa. Länderbeziehungen im Laufe der Zeit. Hg. Georg KREIS. Basel: Schwabe Verlag 2008. 127 S., ISBN 978-3-7965-2240-0, € 17,-

Georg Kreis legt mit dem von ihm herausgegebenen Band eine Sammlung von Beiträgen sehr unterschiedlicher Autoren vor, in denen sieben besonders prägnante „Nachbarschaftsbeziehungen“ in Europa exemplarisch behandelt werden. Dabei stellt Kreis im Vorwort einen Kontext zur Ende 2007 stattgefundenen Erweiterung des Schengenraums der EU her und erklärt, es seien ganz bewusst auch Beiträge über die Nachbarschaftsbeziehungen zwischen den neun neuen Mitgliedsstaaten ausgewählt worden, zwischen denen nun freier Reiseverkehr ohne Passkontrollen möglich ist. Die im Band ebenfalls enthaltenen Beiträge über die nachbarschaftlichen Verhältnisse zwischen Großbritannien und Frankreich sowie zwischen Frankreich und Deutschland sollen dagegen als Beispiele dafür dienen, wie sehr Nachbarschaftsbeziehungen einem Wandel im Laufe der Zeit ausgesetzt seien.

GEORG KREIS selbst macht den Anfang mit einem einleitenden Beitrag über die „Problematik des Nachdenkens über Länderbeziehungen im Allgemeinen und die Produktion entsprechender Vorstellungen“ (9-18). Er betont dabei die Problematik der Vorstellung von „Beziehungen“ zwischen „Staaten“ an sich, da diese Begriffe offen ließen, ob es sich um Kontakte zwischen Regierungen, der Bevölkerung einzelner Städte oder einzelnen Personen und um wirtschaftliche, sportliche oder kulturelle „Beziehungen“ handle. Er sieht die beim Sprechen von „Länderbeziehungen“ unvermeidlichen Generalisierungen und Vereinfachungen zwar als Problem, fordert aber keine Abkehr von den entsprechenden Begriffen, die so sehr dem menschlichen „Bedürfnis nach Ordnen, Sammeln, Kategorisieren“ entsprechen würden. Nach einer Reihe von Beispielen für unkritische Weitergabe von, aber auch kritische Auseinandersetzung mit Stereotypen vom 18. bis ins 21. Jh. spricht er auch die Problematik von „Nachbarschaft“ an: In der heutigen globalisierten Welt könne ja in gewisser Weise jeder jedermanns „Nachbar“ sein. Letztlich verteidigt er aber auch hier die Bedeutung von unmittelbarer geographischer Nachbarschaft zwischen Staaten als „Sonderfall“, da diese geographische Nähe „gegenseitige Abhängigkeit“ und „besondere Aufmerksamkeit“ impliziere. Die Relevanz historischer Auseinandersetzung mit solchen Nachbarschaftsbeziehungen sieht er darin, dass die Geschichte zwischen benachbarten Staaten die Zukunft zwar nicht vorherbestimme, sehr wohl aber „positive und negative Potentiale“ hinterlasse, die jederzeit aktiviert werden könnten.

Es folgt ein Beitrag des Historikers CHRISTOPHER ANDREW von der Universität Cambridge über die Britisch-Französischen Beziehungen im 20. und 21. Jh. (19-30). Er verbindet darin seine persönlichen Erfahrungen mit offenbar während seiner Tätigkeit als offizieller Historiker des britischen Geheimdienstes MI5 gewonnen Erkenntnissen, um die sehr großen Unterschiede der „Nachbarschaftsbeziehungen“ zwischen der Bevölkerung einerseits, auf staatlicher und professioneller Ebene andererseits zu verdeutlichen: So hätte es zwischen den Staaten Frankreich und Großbritannien bis zur Kapitulation und Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht 1940 ein ungewöhnlich enges Bündnisverhältnis gegeben, dessen Intensität besonders angesichts der teils bis heute bestehenden Zusammenarbeit zwischen den Geheimdiensten erkennbar sei und das den Vergleich zur späteren „*special relationship*“ Großbritanniens mit den Vereinigten Staaten nicht zu scheuen brauche. Für die britische Bevölkerung dagegen sei Frankreich noch Mitte des 20. Jh.s ein vollkommen fremdes, unbekanntes Land gewesen, in das man höchstens zum Kriegführen reiste. Auch nach dem Verlust des kolonialen „*Empire*“ sei Europa für viele Briten lange Zeit „fremder“ geblieben als etwa Indien oder Australien, was Andrew mit dem gelungenen Aprilscherz der BBC in Gestalt einer fiktiven Dokumentation über die „Spaghettiernte“ in Italien illustriert. Erst in jüngster Vergangenheit habe sich auch zwischen der Bevölkerung Frankreichs und Großbritanniens eine echte Nachbarschaft entwickelt, da nun 300.000 junge Franzosen in der „Weltfinanzhauptstadt“ London leben und arbeiten, während die Briten insgesamt 600.000 Häuser in Frankreich als Ferienhäuser und Altersruhesitze besitzen.

Die an der Universität Bern tätige Historikerin MARINA CATTARUZZA beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit den Beziehungen zwischen Italien und Slowenien (31-46), wobei sie stark auf ihre Erfahrungen als mehrjähriges Mitglied der italienisch-slowenischen historisch-kulturellen Kommission zurückgreift. Auch hier werden wieder die Unterschiede zwischenstaat-

licher Beziehungen gegenüber dem „Nachbarschaftsverhältnis“ der durch unterschiedliche Erinnerungskulturen geprägten Bevölkerung beiderseits der seit Ende 2007 frei passierbaren Grenze aufgezeigt: Während die italienische Regierung sich seit der Unabhängigkeit Sloweniens stark für dessen Integration in die EU engagiert habe und es eine enge politische und wirtschaftliche Partnerschaft gäbe, werde das Verhältnis immer wieder durch in Teilen der Bevölkerung weitertradierte Differenzen aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges getrübt. Während die auf lokaler Ebene konservierten alten Ängste und „offenen Rechnungen“ für die italienische Regierung im Grunde nur ein peripheres Problem seien, würden die lokalen Interessensgruppen auf slowenischer Seite seit der Unabhängigkeit über ein gestärktes Selbstvertrauen und Eigenstaatlichkeit verfügen. Diese Asymmetrie und der nach 1994 unter der Regierung Berlusconi auch auf italienischer Seite betont nationalistische Kurs hätten den zwischen Italien und Jugoslawien begonnenen Aufarbeitungsprozess stagnieren lassen. Cattaruzza warnt davor, dass der zu erwartende verstärkte Zugriff der dynamischen slowenischen Wirtschaft auf die wirtschaftlich stagnierende italienische Peripherie um Triest neue Spannungen unter Rückgriff auf alte, ungelöste Ressentiments wecken könnte.

Der Grazer Historiker MORITZ CSÁKY, Mitglied der Österreichischen wie auch der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, widmet sich in seinem Beitrag den Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn „im Kontext Zentraleuropas“ (47-73). Er wählt dazu einen kulturanthropologischen Zugang und versucht, die prägenden Einflüsse der in Österreich und Ungarn tradierten „pluralistischen Lebenserfahrungen“ in einer „Region von konkurrierenden (sic!) und überlappenden Kommunikationsräumen“ zu beschreiben. Dabei ist es ihm ein Bedürfnis, das komplexe soziokulturelle System der Monarchie mit ihrer nie abgeschlossenen „kontinuierlichen Ethnogenese“ keinesfalls „nostalgisch-harmonisierend“ darzustellen. Vielmehr hebt er hervor, dass der wechselseitigen Beeinflussung der Bevölkerungsgruppen in Musik, Literatur und Essgewohnheiten auch ein wechselseitiges Gefühl der „Fremdheit“ gegenübergestanden sei, das sich durch das enge Mit- und Nebeneinander nur verstärkt habe und in Verbindung mit der sozialen Differenzierung der Industrialisierung ein bei vielen Autoren der Monarchie ab den 1830er Jahren nachweisbares Gefühl der „Zerrissenheit“ bewirkt habe. In Ermangelung einer diese „Zerrissenheit“ überwindenden *civil society* hätte sich sodann der Weg der Homogenisierung durch Nationalismus und nationale Aufteilung durchgesetzt. Die in der gemeinsamen Monarchie von Wien ausgehende Geisteshaltung einer „inneren Kolonisierung“ und „Kulturmission“ sei auf die ungarischen Ansprüche einer eben solchen „Mission“ getroffen. Während man in Österreich Ungarn mit politischer und sozialer Rückständigkeit assoziierte, habe man in Ungarn Österreich mit politischer Unfreiheit und Absolutismus verbunden. Erst die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und des „Ungarnaufstandes“ 1956 hätten diese Topoi in Österreich und Ungarn zurückgedrängt und durch das Gefühl einer „Schicksalsgemeinschaft“ oder Freundschaft ersetzt.

Der Pariser Historiker ETIENNE FRANÇOIS widmet sich in seinem Beitrag der „Verflochtenheit“ der deutschen und französischen Geschichte, aus der trotzdem „geteilte Erinnerungen“ entstanden seien (75-92). So schildert er für das 18. und die erste Hälfte des 19. Jh.s eine von beiden Seiten gewollte „kulturelle Befruchtung“ der deutschen Länder durch Frankreich, indem französische Märchen, französischer Stil herrschaftlicher Repräsentation

und französische politische Ideen in die deutsche Kultur integriert und „deutsch gemacht“ worden seien. Auch wenn die Feldzüge Napoleons die Ideen der Französischen Revolution mit Assoziationen von Krieg, Besetzung, Unterwerfung verbunden hätten, hätten sich deutsche Intellektuelle auch in der gesamten zweiten Hälfte des 19. Jh.s noch intensiv mit allen politischen Entwicklungen und Ideen aus Frankreich – sei es positiv oder negativ – auseinandergesetzt, weshalb François diese Zeit als die „französische Periode“ Deutschlands bezeichnet. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s habe dann das Pendel umgeschlagen, so dass man sich in der „Krise des französischen Denkens“ im *Second Empire* intensiv mit deutscher Philosophie und deutscher Bildungsreform auseinandergesetzt habe. Gerade die Niederlage von 1871 habe für die Franzosen Deutschland nicht nur zum Feind, sondern auch zum Vorbild gemacht, dem man durch Reformen ebenbürtig werden wollte. Zur selben Zeit habe die Institutionalisierung der „geteilten Erinnerung“ eingesetzt: François zufolge war etwa die gegensätzliche Interpretation von „nation“ und „Volk“ als Konsens- oder Abstammungsgemeinschaft erst eine Konsequenz dieses Bedürfnisses nach gegenseitiger Abgrenzung. Letztendlich habe sich die Verflechtung deutscher und französischer Kultur und Geschichte aber nie ganz auflösen lassen: Aus Strassburg kämen nun einmal sowohl das gleichnamige deutsche Volkslied als auch die „*Marseillaise*“ und Berlin sei die „französischste Stadt Deutschlands“, während Heinrich Heine am Montmartre begraben sei. Für François ist daher die „Deutsch-Französische Freundschaft“ nach dem Zweiten Weltkrieg nichts Neues, sondern lediglich die Fortführung einer seit Jh.en „verflochtenen“ gemeinsamen Geschichte.

BRUNO KAUFMANN, der Nordeuropa-Korrespondent des Zürcher Tages-Anzeigers, schreibt in seinem Beitrag über die Nachbarschaftsbeziehungen im „großen Skandinavien“ (93-102), zu dem er neben Dänemark, Schweden und Norwegen auch Finnland, die Ålandinseln, die Färöerinseln, Island und Grönland zählt. Ein besonders enges, nachbarschaftliches Verhältnis zueinander, das er mit persönlichen Erlebnissen illustriert, ist Kaufmann zufolge ein wesentliches Merkmal dieser Staaten. Kaufmann sieht die Ursache dafür nicht nur in grundsätzlichen Gemeinsamkeiten wie der lutheranischen Reformation und der Herrschaft eher progressiv denkender Königshäuser, sondern vor allem in „gemeinsamen historischen Erfahrungen und Lehren“, also in einem erfolgreichen Lernen aus der Geschichte: Nach den heftigen Machtkämpfen im Mittelalter und den lange Zeit beinahe regelmäßigen „großen nordischen Kriegen“ um die Vorherrschaft im Baltikum hätten die Erfahrungen der 1905 erfolgten friedlichen Loslösung Norwegens von Schweden durch demokratische Volksabstimmung, die 1921 erfolgte Schlichtung des finnisch-schwedischen Streits um die Ålandinseln durch den Völkerbund und die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs ein Umdenken gebracht. Die Erkenntnis, dass man Konflikte am besten durch demokratische Mitbestimmung und Verhandlung lösen könne, sei gewissermaßen Bestandteil der kollektiven Erinnerung geworden, so dass die Notwendigkeit starker, auch direkter Demokratie, die Mitwirkung auch neutraler Staaten an internationalen Organisationen und eine pragmatische Kooperation zwischen Staaten ohne die Notwendigkeit einer „Supranationalität“ allgemein als vorteilhaft anerkannt worden seien. Eine wirkliche Antwort auf die Frage, wieso man gerade in Skandinavien und nicht anderswo aus ähnlichen geschichtlichen Erfahrungen ebendiese Lehren gezogen habe, gibt Kaufmann allerdings nicht.

Anschließend widmet sich wieder Georg Kreis selbst den Beziehungen zwischen Österreich und der Schweiz (103-114). Nach einer Auflistung offensichtlicher Gemeinsamkeiten wie Kleinstaatlichkeit, Neutralität, der alpinen Geographie und der Bedeutung des Tourismus, stützt sich Kreis bei seiner Darstellung der Gegensätze sehr stark auf ein 2004 von der damaligen österreichischen Botschafterin in der Schweiz, Ursula Plassnik, verfasstes Papier. Darin wird die Schweiz mit „alter Geschichte“, Kontinuität, aber auch Stagnation und daraus resultierender Verunsicherung assoziiert, Österreich dagegen mit „neuer Geschichte“, Brüchen statt Kontinuitäten, Dynamik und Selbstvertrauen verbunden. Diese recht einseitig wertenden, ungewöhnlich wirkenden Zuschreibungen werden von Kreis leider ebenso wenig kritisch hinterfragt wie die eigentlich schon durch einen Blick auf die Selbstdarstellung Österreichs im Tourismus widerlegbare Behauptung, in Österreich reiche die Geschichtswahrnehmung nicht weiter zurück als 1945. Vielmehr übernimmt er die These der angeblich überlegenen Progressivität, Zukunftsorientierung und Dynamik Österreichs im Vergleich zur Schweiz und versucht sie mit einer Reihe von Beispielen zu untermauern, die von der österreichischen „Aufholjagd“ im „hochsymbolischen Käsektor“ bis zur Übersiedlung des OPEC-Sitzes von Genf nach Wien reicht. Während nach dem Zweiten Weltkrieg noch österreichische Kinder zur Erholung ins „Paradies“ Schweiz geschickt worden seien, und dieses „Paradies“ bis 1980 als Vorbild Österreichs gegolten hatte, sei Österreich nun im Begriff, das Pro-Kopf-Einkommen der Schweiz zu überflügeln und rufe beim ehemaligen Vorbild „beinahe unterwürfige Bewunderung“ hervor. Es sei höchste Zeit für die Schweiz, die vereinzelt erhaltene „gewisse Überheblichkeit“ gegenüber dem östlichen Nachbarn abzulegen. Kreis appelliert, man möge stattdessen aus dem Austausch zwischen schweizerischer „Westerfahrung“ und österreichischer „Osterfahrung“ in den internationalen Beziehungen beiderseitig vorteilhafte Partnerschaften entwickeln.

Im letzten Beitrag des Bandes widmet sich WERNER VAN GENT, Korrespondent des Schweizer Radios DRS in Istanbul und Athen der griechisch-türkischen Nachbarschaft (115-126). Van Gent stellt pointiert fest, die Schwierigkeiten begännen schon bei der Frage, ob man vom Griechisch-Türkischen oder vom Türkisch-Griechischen Konflikt sprechen solle. Er spannt daraufhin den Bogen vom Ersten Weltkrieg und dem darauffolgenden „Bevölkerungsaustausch“ über den Krieg auf Zypern und den Konflikt um Schürfrechte in der Ägäis in den 1970er und 80er Jahren, bis zum Streit um „europäische Ausrichtung“ und EU-Mitgliedschaft und den seit den 1990er Jahren immer wieder aufflackernden Konflikt um die unterschiedliche Auslegung von See- und Lufthoheitszonen. Letzterer führte erst 2006 zu einer Kollision zwischen türkischen und griechischen Kampfflugzeugen und dem Tod eines griechischen Piloten. Van Gent hält fest, dass diese „Feindschaft“ scheinbar völlig im Gegensatz zur Haltung der Bevölkerung stehe, und in Interviews mit jungen Türken und Griechen häufig erklärt würde, der Konflikt bestehe nur zwischen den Politikern. Auf internationalen Tagungen und Veranstaltungen würden Türken und Griechen häufig nebeneinander sitzen und kämen aufgrund gewisser Ähnlichkeiten sogar besonders gut miteinander aus. Der in Griechenland durch von einer eigenen Kommission erarbeitete neue Schulbücher ohne „nationale Feindbilder“ entfesselte Sturm der Entrüstung über den „Verrat“ an den „Helden“ der Nation belege aber, dass die alten Ressentiments auch in der Bevölkerung unter der Oberfläche jederzeit verfügbar seien. Gerade weil sich das Osmanische

Reich zwischen 1453 und 1821 ganz wesentlich auf die Unterstützung seiner Herrschaft durch griechischsprachige Eliten gestützt habe, seien die Ressentiments der Türken gegen das ‚verräterische‘ kleine Griechenland, das sich gemäß nationalistischer Lesart der Geschichte vom ‚Dolchstoß‘ 1821 bis zur Frage des EU-Beitritts den Türken bei jeder Gelegenheit in den Weg gestellt habe, so heftig. Griechischerseits wiederum ließe sich von 1821 über den „Bevölkerungsaustausch“ nach dem 1. Weltkrieg und die Zypernkrise bis zum Streit um den Festlandsockel der Ägäis eine vermeintliche Kontinuität türkischer Expansions- und Verdrängungsbestrebungen und damit ein bedrohliches Feindbild konstruieren. Eine Lösung dieser Konflikte sei nur durch Integration der Türkei in die EU denkbar, diese stehe aber – wie Van Gent betont, auch aus eigener Schuld der Türkei – in weiter Ferne.

In seiner Gesamtheit betrachtet stellt der Band eine interessante Mischung unterschiedlichster Autoren und Methoden dar. Die Palette der Betrachtungsweisen reicht von klassisch historischen über kulturgeschichtliche und politische Abhandlungen bis hin zu eher locker journalistisch-feuilletonistisch verfassten Artikeln. Wenngleich somit einige Beiträge wissenschaftlicher wirken als andere und einzelne Betrachtungen auch mit persönlichen Erfahrungen und Meinungen aufgeladen sind, zeichnet sich der Band dadurch in jeder Hinsicht durch Vielseitigkeit aus. „Nachbarn in Europa“ bietet somit einen ebenso abwechslungsreichen wie umfassenden Überblick über die Vielfalt unterschiedlichster Beziehungen zwischen benachbarten Staaten in Europa.

Wien

Andreas Rathberger

Angel NICOLAU-KONNARI, Η Γαληνοτάτη και η Ευγενεστάτη. Η Βενετία στην Κύπρο και η Κύπρος στη Βενετία / La Serenissima and la Nobilissima. Venice in Cyprus and Cyprus in Venice. Nicosia: Bank of Cyprus Cultural Foundation 2009. 327 S., 7 Abb., 12 Farbtafeln, ISBN 978-9963-42-879-3, € 25,-

Der dem Gedenken des zypriotischen Historikers Kostas Kyrris gewidmete, von der Kulturstiftung der Zypriotischen Bank herausgegebene und von Angel Nicolau-Konnari redigierte Aktenband geht auf ein Symposium zurück, das am 21. Oktober 2006 im Rahmen einer Italien-Woche der Stiftung in Zusammenarbeit mit der italienischen Botschaft auf Zypern und der Universität Zypern stattfand. Die Venezianerherrschaft auf dem Eiland der Aphrodite (1489-1570/71) stand und steht fast immer im Schatten der mit vehementer Dynamik sich entwickelnden Forschungen zur Kulturgeschichte der vorausgegangenen Kreuzfahrerherrschaft der Lusignans. Umso willkommener sind die 14 z.T. ausführlichen Beiträge, die freilich einen bilateralen Ansatz haben und auch die Zyprioten in Venedig miteinbeziehen, ein Thema, zu dem Kostas Kyrris wegweisende Studien geliefert hat. Der Band ist an sich zweisprachig angelegt, Griechisch und Englisch, doch nach Maßgabe der Internationalität der einschlägigen Forschungen fehlen auch andere Sprachen nicht. Prolog, Grußadressen und Einleitung der Herausgeberin sind somit in beiden Sprachen gehalten